Zeitschrift: Colloquium Helveticum : cahiers suisses de littérature générale et comparée = Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft = quaderni svizzeri di letteratura generale e comparata

Herausgeber: Association suisse de littérature générale et comparée

Band: - (1986)

Heft: 4

Artikel: Zur Rolle von Theorie und Erfahrung in der Literaturwissenschaft : Hans Zeller zum 60. Geburtstag

Autor: Fricke, Harald

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006644

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Harald Fricke

ZUR ROLLE VON THEORIE UND ERFAHRUNG IN DER LITERATURWISSENSCHAFT*

Hans Zeller zum 60. Geburtstag

> A good moral, my lord:
> it is not enough to speak,
> but to speak true.
>
> Shakespeare: *A Midsummer Night's Dream*

Wenn der Titel eines wissenschaftlichen Aufsatzes die Stichworte "Theorie" und "Erfahrung" enthält, kommt leicht die Erwartung auf, hier werde wohl wieder einmal von dem die Rede sein, was man in der Wissenschaftstheorie das 'Basisproblem' nennt: nämlich die Frage nach dem Verhältnis von allgemeinen theoretischen Annahmen und den für ihre Verifikation bzw. Falsifikation zuständigen 'Basissätzen'. Damit werde ich mich hier aber nicht oder nur ganz am Rande beschäftigen.

Vielmehr zielt meine Themenformulierung bewußt auf die R o l l e, die Theorie und Erfahrung in der Praxis der literaturwissenschaftlichen Forschung und Lehre tatsächlich spielen oder spielen sollten. Vorrangig interessieren mich dabei natürlich die Aufgaben der Literaturtheorie in bezug auf die verschiedenen Formen literarischer und – was keineswegs dasselbe ist – literaturwissenschaftlicher Erfahrung. Damit ist wohl auch schon klar, daß ich in diesem Argumentationszusammenhang von "der Literaturtheorie" nicht im Sinne eines bestimmten, im Idealfalle konsistenten und kohärenten

* Öffentliche Antrittsvorlesung an der Universität Freiburg i.Ue. vom 17.12. 1984.

Systems theoretischer Sätze über einen definierten Gegenstandsbereich spreche – und von "der Erfahrung" nicht im Sinne einer begrenzten Menge von empirischen Beobachtungs- oder 'Protokollsätzen'. Statt dessen verwende ich hier den Ausdruck "die Literaturtheorie" als Sammelbezeichnung für das ganze Ensemble der literaturtheoretischen Fragestellungen, also für das Arbeitsfeld des Literaturtheoretikers – und "die Erfahrung" ist dann all das, worauf sich diese Fragestellungen der Literaturtheorie beziehen.

Eine so verstandene Literaturtheorie nun ist nach meiner festen Überzeugung nicht so etwas wie eine bloße 'Teildisziplin' innerhalb der Literaturwissenschaft. Der Literaturtheoretiker darf sich nicht als Spezialist unter anderen Spezialisten betrachten – auch nicht, nach der beliebten Definition des Philosophen, als einen 'Spezialisten für Allgemeines'. Die Literaturtheorie steht nicht n e b e n anderen Teildisziplinen wie Textanalyse, Gattungspoetik, Literaturgeschichte, Literatursoziologie, Literaturpsychologie oder Literaturkritik; und schon gar nicht steht sie – wie etwa im Verhältnis von theoretischer und experimenteller Physik – irgendwie 'über ihnen', sondern gleichsam u n t e r ihnen, nämlich: bei ihren gemeinsamen Fundamenten. Dies hat aber zur Folge, daß sich der Literaturtheoretiker auf diese Teildisziplinen wirklich einlassen muß – und im Klartext bedeutet das: er darf nicht bloß über sie reden, sondern muß sie auch – mindestens (!) in exemplarischer Form – selbst b e t r e i b e n.

Vorrangig zwei Aufgaben hat dabei die Literaturtheorie zu erfüllen: erstens die K l ä r u n g der literaturwissenschaftlichen Fundamente, also der Grundbegriffe und Grundannahmen in den verschiedenen Teildisziplinen; zweitens die Aufdeckung ihrer Z u s a m m e n h ä n g e, und zwar nicht nur des Zusammenhangs der literaturwissenschaftlichen Teildisziplinen untereinander, sondern auch ihrer Verflechtung mit anderen humanwissenschaftlichen Disziplinen wie der Sprachwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Soziologie und Psychologie, Kunst- und Musikwissenschaft. Erst auf der Grundlage dieser beiden Aufgaben von Klärung und Zusammenhalt ergibt sich als drittes Ziel das der heuristischen F r u c h t b a r k e i t: durch die genauere Fassung erkenntnisleitender Begriffe und durch den systematischen Aufweis von Forschungslücken oder unge-

nutzten Möglichkeiten kann die Literaturtheorie auch in erheblichem Maße Anregungen und Impulse für neue literaturwissenschaftliche Einzelforschungen geben.

In bewußter Umkehrung der stehenden Formel von "Forschung und Lehre" möchte ich meine Auffassung von der Rolle der Literaturtheorie zuerst an Problemen der Lehre verdeutlichen. Hier bergen die modernen, mehr oder weniger wohldurchdachten und durchgegliederten Studiengänge neben den offenkundigen Vorzügen auch einen erheblichen Nachteil in sich: die Gefahr einer I s o l a t i o n der Studieninhalte. Denn Studienordnungen listen zwar fein säuberlich eine Reihe von nacheinander oder wahlweise zu absolvierenden Themenbereichen auf – kaum einmal jedoch ist davon die Rede, wie denn Textanalyse und Literatursoziologie, wie Wissenschaftstheorie und Medienkritik und wie schließlich Literaturwissenschaft und Linguistik überhaupt miteinander zusammenhängen.

Hier scheint mir nun ein ungedeckter Bedarf für die reflektierende und integrierende Arbeit der Literaturtheorie zu bestehen. Es dürfte heute das absolut vordringliche Lehrziel einer literaturtheoretischen Ausbildung sein, den vielfach desorientierten Studenten wieder ein z u s a m m e n h ä n g e n d e s Bild der Literatur anzubieten – nicht damit sie genau dieses Bild übernehmen, sondern damit sie daran ihr eigenes, individuelles Bild der Literatur entwickeln können. Das setzt freilich eine Abkehr von der verbreiteten, leider von vielen Theoretikern noch geförderten Einstellung voraus, Literaturtheorie sei eine esoterische Angelegenheit für Elitestudenten – etwa nach dem Motto: "Doktoranden beforschen die Literaturtheorie, Hauptseminarteilnehmer studieren Literaturgeschichte, und frühe Semester lernen bibliographieren." Ganz im Gegenteil dürften literaturtheoretische Grundsatzüberlegungen am allerwichtigsten für die Einführungskurse des Grundstudiums sein. Denn die hier erarbeiteten Kategorien und Prinzipien sollen dem Studenten ja nicht nur die fachlichen Voraussetzungen für stärker spezialisierte Seminare im Hauptstudium verschaffen, sondern er soll weit darüber hinaus noch in zwanzig oder dreißig Jahren etwas damit anfangen können, wenn er als Lehrer oder Publizist mit der dann erst geschriebenen und vielleicht in vielem ganz andersartigen Literatur konfrontiert wird. Weiterhin setzen die beschriebenen Ziele der Klärung, der Integration

und der Anregung aber auch voraus, daß sich literaturtheoretische Lehrveranstaltungen tatsächlich mit der ganzen Vielfalt der anderweitig verfolgten literaturwissenschaftlichen Fragestellungen befassen. Auch und gerade in der Lehre darf der Literaturtheoretiker nicht als ein Spezialist betrachtet werden, der nichts anderes zu tun hat, als eine abgesonderte Schublade "Theoriefragen" auszufüllen. Der Literaturtheoretiker ist schon von der Sache her immer ein Grenzgänger, ein Wilderer in fremden Revieren. Natürlich geht es auch an der Universität nicht ohne ein gewisses Maß an Arbeitsteilung. Gegenwärtig gibt es aber immer stärker werdende Tendenzen zu dem hin, was man in Anlehnung an den Erfinder des Fließbandes die 'Taylorisierung der Wissenschaft' nennen könnte. In dieser Entwicklung sehe ich jedoch eine eminente Gefahr für Forschung und Ausbildung, wie sich ja in zunehmenden Entfremdungserscheinungen bei Studenten – und nicht nur bei ihnen – schon deutlich beobachten läßt.

Gerade dagegen sollten literaturtheoretische Lehrveranstaltungen durch möglichst häufig wechselnde, möglichst exemplarisch ausgewählte und möglichst grenzüberschreitend angelegte Fragestellungen angehen. Das Verfahren der gewollten 'Grenzüberschreitung' empfiehlt sich aus einem besonderen Grund: Klarheit darüber, was Literatur eigentlich ist und wie ihre Aspekte miteinander zusammenhängen, gewinnt man nämlich am ehesten bei der Thematisierung solcher Gegenstandsbereiche, die ihrer marginalen Stellung wegen im allgemeinen gerade zwischen alle Stühle – sozusagen zwischen alle Lehrstühle – zu fallen pflegen. So etwa, wenn man den Anteil des Literarischen an bedeutenden Texten zur Philosophie und Geschichte untersucht oder wenn man die Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Musik bzw. zwischen Literatur und bildlicher Darstellung thematisiert – bis hin zum nach wie vor ganz erheblichen Beitrag literarischer Verfahrensweisen zu den modernen Massenmedien. Ein Integrationsproblem besonderer Art bildet schließlich der im Studium allzu selten bewußt werdende Zusammenhang zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft; auch hier müßte sich wohl am ehesten der Literaturtheoretiker dafür verantwortlich fühlen, daß keinem Studenten des Faches die Einsicht in die Berechtigung von Roman Jakobsons Plädoyer erspart bleibt:

> a linguist deaf to the poetic function of language and a literary scholar indifferent to linguistic problems and unconversant with linguistic methods are equally flagrant anachronisms.[1]

Wenn ich bislang vom Problem fachlicher Aufsplitterung in der Lehre und den Möglichkeiten ihrer literaturtheoretischen Behebung gesprochen habe, so spiegelt sich darin nur die allgemeine Situation in der Forschungsentwicklung der Literaturwissenschaft. Denn der Partikularismus von Interessen, Fragestellungen, Ansätzen, Verfahren, Theorien und Terminologien in diesem Fach dürfte mittlerweile in der Wissenschaftslandschaft wohl seinesgleichen suchen. Die euphemistische Beschwichtigungsformel vom "Methodenpluralismus" verdeckt hier nur die Probleme, weil in ihm Richtiges und Falsches vermengt sind: Richtiges insofern, als man in der Tat als Wissenschaftler bereit sein muß, außer dem eigenen auch andere Standpunkte zuzulassen und dann kontrovers zu diskutieren; Falsches insofern, als mit dem verbalen Hinweis auf den "Methodenpluralismus" oft nur kaschiert wird, daß man selber ü b e r h a u p t keinen Standpunkt in Prinzipienfragen hat und nach dem Grundsatz des *Laissez faire* der Meinung anhängt, daß in der Literaturwissenschaft jeder nach seiner eigenen Fasson frustriert werden sollte.

Der Literaturtheoretiker, der sich nicht um eine weitere Vergrößerung des Wirrwarrs, sondern um eine Strukturierung der Forschungsrichtungen bemüht, sieht sich zunächst mit dem Befund konfrontiert, daß es nicht einmal so etwas wie eine einheitliche Erfahrungsbasis für alle Literaturwissenschaftler gibt. In dieser Disziplin spielen nämlich drei ganz verschiedene Arten wissenschaftlicher Erfahrung eine Rolle. Da ist zunächst das, was ich die "philologische Erfahrung" nennen würde: die Nachprüfung literaturwissenschaftlicher Behauptungen durch *close reading* am editorisch gesicherten Wortlaut eines literarischen Werks – also das granitene Fundament dessen, was im Text steht (oder eben nicht steht). Zweitens gibt es die "historische Erfahrung", die Nachprüfung literaturwissenschaft-

1 Roman Jakobson, "Closing Statement: Linguistics and Poetics", *Style in Language*, hrsg. v. Th.A. Sebeok, Cambridge/Mass., 1960, S. 350–377, hier S. 377.

licher Allgemeinbehauptungen an einer möglichst grossen Zahl von Einzelfällen oder Fallmengen vergangener Produktion und Rezeption von Literatur mit all ihrer persönlichen, biographischen, sozialen, ökonomischen und politischen Umständen. Und drittens gibt es die eigentliche 'Empirie' im engeren Sinne, nämlich die "Experimentelle Erfahrung" als Nachprüfung allgemeiner oder statistischer Gesetzesaussagen der Literaturwissenschaft mit validierten Befragungs- und Testverfahren, wie sie aus der experimentellen Psychologie, den empirischen Sozialwissenschaften und aus der linguistischen (z.B. dialektgeographischen) Feldforschung bekannt sind.

Hier steht nun die Literaturtheorie vor der Aufgabe, diese drei stark divergierenden Typen literaturwissenschaftlicher Erfahrung aufeinander zu beziehen; und sie muß dabei nach meiner Überzeugung zugleich erweisen, daß keine einzige dieser drei Erfahrungsformen für die Literaturwissenschaft verzichtbar oder durch andere ersetzbar ist. Ziemlich evident ist das für die 'philologische Erfahrung': eine wissenschaftliche Untersuchung, für deren Resultate es ganz egal ist, was in den betroffenen Texten wirklich drinsteht, mag vielleicht irgendetwas anderes sein – Literaturwissenschaft ist das jedenfalls nicht.

Daß ähnlich unabdingbar aber auch die 'historische Erfahrung' in der Literaturwissenschaft ist, läßt sich am besten an einem Beispiel belegen: Wenn etwa neuere sprachphilosophische Literaturtheorien des öfteren den Bereich des Fiktionalen ausdrücklich mit der Dichtung schlechthin gleichsetzen[2], dann kann man ihnen da vielleicht nicht philologisch, empirisch oder gar philosophisch widersprechen – aber man muß ihnen h i s t o r i s c h widersprechen. Zum einen ist in der Geschichte der europäischen Literatur gerade der fiktionale Prosaroman bis ins 18. Jahrhundert hinein meist aus dem Kanon der als solche anerkannten Dichtung, zu dem nur dramatische und Vers-

2 So z.B. Gottfried Gabriel, *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart-Bad Cannstadt, 1975, S. 10f. u.ö.; Siegfried J. Schmidt, *Literaturwissenschaft als argumentierende Wissenschaft. Zur Grundlegung einer rationalen Literaturwissenschaft*, München, 1975, S. 170–189 u.ö.; ders., *Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft*, Teilband 1: *Der gesellschaftliche Handlungsbereich Literatur*, Braunschweig, 1980, S. 91–108 u.ö.

dichtung gehörte, ausgeschlossen worden. Zum anderen übersieht eine solche Hypostasierung des Fiktionalen zum Poetischen eine geschichtliche Tatsache wie die, daß es beispielsweise eine zwei Jahrtausende währende Tradition der nichtfiktionalen Lehrdichtung gegeben hat – von Hesiod und Lukrez bis zu Alexander Pope und Friedrich Schiller, mit gewissen Ausläufern noch bei Karl Kraus und Bertolt Brecht.

Die Literaturwissenschaft wird es sich aber auch nicht länger leisten können, vollständig auf die Möglichkeiten experimentell kontrollierter Erfahrung zu verzichten. Denn wenn man etwa stilanalytisch von "der suggestiven Kraft dieser Metapher" oder literarhistorisch von den "Erfolgsbedingungen dieses Romans" redet, dann macht man ständig impliziten Gebrauch von bestimmten Regelmäßigkeitsannahmen über literarische Wirkungs- respektive Wertungsdispositionen bei den Lesern. Es wird deshalb höchste Zeit, daß solchen Annahmen durch explizite Nachprüfung ein sicheres Fundament gegeben wird.

So wenig aber die Literaturwissenschaft auf die Dauer ohne den gezielten Einsatz empirischer Feldforschung auskommen wird, so wenig kann ich mich doch mit der Vorstellung befreunden, das Fach als ganzes müsse aus einer philologisch-historischen Textwissenschaft in eine empirische Theorie gegenwärtigen literarischen Verhaltens umgewandelt werden. Entgegen manchen anderslautenden Prognosen und Plädoyers[3] ist und bleibt die empirisch verfahrende Literaturanalyse nur eine T e i l d i s z i p l i n der Literaturwissenschaft, wiewohl im Moment ihrer noch ungenutzten Möglichkeiten wegen eine besonders perspektivenreiche Teildisziplin. Niemals aber wird die Literaturwissenschaft insgesamt zu einer Tätigkeit des geordneten Sammlens experimentell erhobener Fakten werden und sozusagen einen speziellen Zweig der Demoskopie bilden.

Vielleicht wird man unter diesen drei Aspekten der Erfahrung mit Literatur eine vierte vermissen, nämlich die primäre Leseerfah-

3 So z.B. Norbert Groeben, *Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie*, Stuttgart, 1972; Peter Finke, *Konstruktiver Funktionalismus. Die wissenschaftstheoretische Basis einer empirischen Theorie der Literatur*, Braunschweig, 1982.

rung des normalen Lesers. Dies ist nun freilich keine tragbare Erfahrungsbasis für die Nachprüfung wissenschaftlicher Behauptungen; über deren Wahrheit sagt es nämlich noch gar nichts, wenn es uns, nach der berüchtigten Formulierung Emil Staigers[4], beim Lesen von allen Seiten "Ja, ja!" (oder auch "Nein, nein!") zuruft. Dennoch spielen die primären Leseerfahrungen hier eine zentrale Rolle: sie sind zwar nicht Geltungsmaßstab, dafür aber das praktische Z i e l der Literaturwissenschaft. Deren genereller Auftrag besteht darin, subjektive literarische Erfahrungen – und gleichwohl intersubjektive Verständigung darüber zu ermöglichen. Unter den öffentlichen Aufgaben des Literaturwissenschaftlers ist deshalb eine durchaus unverächtliche auch diejenige, die der Tätigkeit eines Konservators im Museum entspricht. Beide haben vergangene Kunstwerke dem heutigen Publikum zugänglich zu erhalten. Der Restaurator im Museum allerdings putzt und pinselt an den Gemälden, der Literaturwissenschaftler als Konservator literarischer Kunst putzt und pinselt in den Köpfen der Leser. Denn zum Verständnis und erst recht zum Vergnügen an großer Dichtung – und besonders an vergangener Dichtung – braucht man eine Fülle von richtigen Informationen über das spezielle Werk, über seine Zeit und über Poesie allgemein. Wenn sie nur hinreichend damit vertraut gemacht worden wären, würden nämlich alle Leute Laurence Sterne oder James Joyce lesen, weil deren Werke dann auch jenen Lesern weitaus mehr Vergnügen und elementaren Lustgewinn verschaffen würden, als alle trivialen Liebesromane und pornographische Dutzendware das jemals können.

Gerade um solcher öffentlichen Aufgaben willen gilt für die Literaturtheorie die oberste Maxime, daß die beiden genannten Ziele der K l ä r u n g literaturwissenschaftlicher Forschungsansätze und der Herstellung eines Z u s a m m e n h a n g s zwischen ihnen stets gleichzeitig und gleichrangig verfolgt werden müssen. Das zeigt sich besonders deutlich an Gegenbeispielen, in denen entweder Klarheit auf Kosten des Zusammenhangs oder aber Zusammenhang auf Kosten der Klarheit angestrebt wird. So bemüht sich in letzter Zeit die am französischen Poststrukturalismus orientierte literaturwissen-

4 Emil Staiger, *Die Kunst der Interpretation*, Zürich, 1955, S. 19.

schaftliche 'Diskursanalyse'[5] in einigermaßen aufsehenerregender Weise um die Integration verschiedener literatur- bzw. humanwissenschaftlicher Fragestellungen – aber in ihrem eigenen Diskurs entscheiden sich viele ihrer Autoren statt für das Ziel größerer begrifflicher Klarheit bedauerlicherweise für eine Sprache des affektierten Irrationalismus. Das umgekehrte Problem stellt sich auf dem Weg zu verläßlichen Begriffssystemen durch vollständigen Neuaufbau einer Theorie der Literatur ein: bei einer solchen, alle verwendeten Begriffe neu definierenden Theoriekonstruktion sind die bestehenden Teildisziplinen und bewährten Forschungsansätze der Literaturwissenschaft aus theoretischen und terminologischen Gründen kaum integrierbar. Die wissenschaftliche Exaktheit geht hier auf Kosten des Zusammenhangs mit allen eingeführten Weisen des Redens über Literatur – und allzuleicht auch auf Kosten des Zusammenhangs mit der Literatur selbst.

Dieser Preis scheint mir zu hoch. Deshalb trete ich statt für eine Neukonstruktion lieber für eine verbessernde R e k o n s t r u k t i o n des richtigen Kerns in den Einsichten bisheriger Literaturtheorie und Literaturwissenschaft ein.[6] Besonders dringlich dürfte dieses Vorgehen angesichts der extrem divergierenden Fachentwicklung in den letzten 15 Jahren sein. Über diese in sich ungeheuer komplizierte wissenschaftsgeschichtliche Umbruchphase kann man nun freilich in wenigen Sätzen nicht mehr als Halbwahrheiten äußern. Ich setze mich diesem Vorwurf dennoch aus und bringe einmal ganz knapp m e i n e Version der halben Wahrheit vor.

Will man ein einigermaßen übersichtliches Bild über wesentliche Fachtendenzen seit Beginn der Methodendiskussion in der Mitte der Sechziger Jahre bekommen, muß man aus der Unzahl neuer Vorschläge und Beiträge zunächst einmal die gesamte literaturtheoretische

5 Zur Übertragung von ursprünglich fachfremden Gedanken solcher Autoren wie Jacques Lacan, Michel Foucault und Jacques Derrida auf die Literaturwissenschaft vgl. bes. den Sammelband: *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*, hrsg. v. F.A. Kittler und H. Turk, Frankfurt a.M., 1977.

6 Ausführlicher erörtert in meinem Aufsatz: "Odnos stručnoga i znanstvenoga jezika u humanističkim znanostima", *Umjetnost riječi XXIV*, 1980, S. 173–181.

Saisonware aussortieren: also all jene kurzlebigen Programmskizzen und Rahmenkonzeptionen für eine zukünftige, dann aber natürlich endgültige Literaturwissenschaft, die in Wirklichkeit nur der Profilierung einzelner Autoren oder kleiner Gruppen dienten (und bei denen man zwar laufend neue 'Rahmen' zu sehen bekam, aber niemals ein Bild).

Danach bleiben dann neben einigen produktiven Einzelanregungen im wesentlichen zwei zentrale Impulse übrig, die sich ungeachtet mancher Abwandlungen vom Beginn der literaturwissenschaftlichen Grundsatzdiskussionen bis heute als dauerhaft erwiesen haben. Das eine ist das Bemühen um eine weit höhere wissenschaftstheoretische Zuverlässigkeit des Beschreibungsinstrumentariums – insonderheit um die Präzisierung textanalytischer Verfahren auf der Grundlage der modernen Linguistik und Kommunikationstheorie. Das andere ist das Bemühen um eine Weiterentwicklung der Literaturwissenschaft aus einer bloß nachzeichnenden Dichtungsgeschichte zu einer sozialwissenschaftlich und sozialgeschichtlich fundierten Erforschung der Literatur in kritischer Absicht.

Daß sich gerade diese beiden Impulse bis heute unvermindert wirksam erhalten haben, ist kein Zufall. Wie auch immer sich die Literaturwissenschaft im einzelnen fortentwickeln wird – von den Prinzipien einer präzisen Textbeschreibung und einer Literaturgeschichte als Sozialgeschichte wird sie nicht wieder abgehen können. Daß Literatur ausnahmslos und tiefgreifend mit der umgebenden gesellschaftlichen Realität und mit der Kontinuität (bzw. den Diskontinuitäten) geschichtlicher Abläufe verknüpft ist, läßt sich heute guten Gewissens einfach nicht mehr abstreiten. Und ebensowenig kommt man um die Notwendigkeit sprachphilosophisch und wissenschaftstheoretisch reflektierter Verfahren der Textbeschreibung herum, etwa um intersubjektiv verbindlich gemachte Begriffe und logisch stringente Argumentationsweisen.[7] Zu irrationalistischen Anmutungsinterpretationen oder zu spekulativ freischwebenden Ge-

7 Naheliegende Bedenken gegen eine solche strenge Wissenschaftlichkeit der Literaturforschung diskutiere ich eingehend in: *Die Sprache der Literaturwissenschaft. Textanalytische und philosophische Untersuchungen*, München, 1977.

schichtskonstruktionen führt kein gangbarer Weg zurück, auch kein als vorwärtsweisend verbrämter.

Warum aber hat sich nun trotz dieser beiden konstanten Grundimpulse bislang keine einheitliche literaturtheoretische Grundkonzeption durchgesetzt? Ein entscheidender Grund besteht darin, daß diese zwei Ziele der präzisierten Strukturbeschreibung und der sozialgeschichtlichen Fundierung stets ganz unabhängig voneinander verfolgt, ja unbegreiflicherweise oft sogar gegeneinander ausgespielt worden sind. Es reicht aber nicht aus, nur die gesellschaftlichen Abläufe und Hintergründe des literarischen Lebens synchronisch und diachronisch genauer zu recherchieren; es reicht ebensowenig aus, nur Struktur und Wirkungsbedingungen ästhetischer Texte präziser zu durchleuchten. Es reicht nicht einmal aus, wenn man beides oberflächlich miteinander koppelt. Was wir brauchen, ist eine wechselseitige literaturtheoretische I n t e g r a t i o n von Ästhetik und Gesellschaftsbezug. Die Literaturtheorie muß deutlich machen, daß das Ästhetische an der Literatur s e l b s t etwas fundamental Gesellschaftliches ist und daß umgekehrt das Gesellschaftliche an der Literatur gerade in der ä s t h e t i s c h e n Verfassung ihrer Texte liegt.

Eine Möglichkeit, das Dilemma dieser Dichotomie von Ästhetik und Gesellschaftsbezug zu überwinden, sehe ich in einer grundlegend veränderten Neuinterpretation der uralten literarästhetischen Konzeption von Norm und Abweichung. Eine der zentralen Veränderungen betrifft dabei den zugrundegelegten Normbegriff: im Gegensatz zu bisherigen Abweichungstheorien der Literatur sollte man ihn weder rein lexikalisch noch rein grammatisch interpretieren, weder wahrnehmungstheoretisch noch allein im Sinne innerliterarischer Normen. Statt dessen muß die Literaturtheorie hier nach meiner Überzeugung einen s o z i o l o g i s c h e n Normbegriff zugrundelegen – nämlich durch Bezug auf wechselseitige intersubjektive Erwartungen sowie auf gesellschaftlich verhängte und akzeptierte Sanktionen.[8]

8 Vgl. hierzu und zum folgenden meine genaueren Ausführungen in: *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*, München 1981, bes. S. 63–110.

Wenn man in einer solcherart erweiterten Weise Sprachnormen als gesellschaftliche Restriktionen zulässigen Redens interpretiert, dann kann man zeigen, daß sich die Dichtung jedenfalls über diesen sprachlichen Teil sozialer Normierungen auf allen Ebenen hinwegsetzt: von gezielten orthographischen Veränderungen über die vielfältigen grammatischen Sprachverletzungen experimenteller Lyrik bis zu den semantischen Verstößen metaphorischen Sprechens; von der abweichenden Kontextformation in Aphorismen über die abweichende Pragmatik im Drama bis zur souveränen Mißachtung sprachlicher Bindungen an die empirische Wirklichkeit in realistischer Fiktion, an die empirische Möglichkeit in phantastischer Fiktion und an die Logik in der paradoxen Sentenz ebenso wie in der paradoxen Werkstruktur – zum Beispiel des 'Spiels im Spiel' etwa im barocken, im romantischen oder im modernen Drama.

Der sprachüblichen Sanktionsdrohung entgehen solche poetischen Abweichungen nun dadurch, daß die Sprachverletzungen jeweils eine ganz bestimmte F u n k t i o n erfüllen; sie sind eine Tollheit mit Methode. Über ihre i n t e r n e n Funktionen stellen die Normabweichungen bestimmte Äquivalenz-, Kontrast- oder Ordnungsbeziehungen innerhalb eines literarischen Textes her – also etwa Versmaß, semantische Antithetik oder Erzählchronologie. Über ihre e x t e r n e n Funktionen stellen die Normabweichungen bestimmte Verweisungsbeziehungen zwischen dem literarischen Text und einem Sachverhalt in der gesellschaftlichen Wirklichkeit her – etwa durch paronomastische Namensanspielungen oder auch durch die satirische Gleichsetzung tierischer mit menschlichen Verhaltensweisen. Damit geht aber über die Abweichung von gesellschaftlich verbindlichen Sprachnormen hinaus erneut ein unmittelbarer Gesellschaftsbezug in die literaturtheoretische Bestimmung des Ästhetischen ein: die externen Funktionen kommen hier nicht irgendwie später zu den bereits fertigen ästhetischen Werkstrukturen hinzu, sondern sie sind mitentscheidend dafür, ob überhaupt eine p o e t i s c h e Sprachabweichung und damit eine ästhetische Werkstruktur vorliegt.

In einem weiteren literaturtheoretischen Schritt muß das poetische Abweichungsprinzip dann literarhistorisch dynamisiert werden. Denn häufig erfüllte Funktionen erzeugen durch ihre Wiederholung

allmählich erneut normähnliche Erwartungshaltungen – und provozieren so aufs neue poetische Abweichungen vom Erwarteten. Bei diesen innerliterarischen Gewohnheiten handelt es sich jedoch nicht gleichermaßen um gesellschaftlich geltende Normen, sondern lediglich um literarhistorische Q u a s i - N o r m e n: auf die Enttäuschung solcher Erwartungen sind nämlich keine Sanktionen, sondern vielmehr Prämien ausgesetzt. Wer innerliterarische Quasi-Normen innovativ durchbricht, der schreibt nicht unpoetisch, sondern gerade besonders poetisch. Freilich müssen dabei die literarhistorischen Abweichungen wiederum eine F u n k t i o n haben; es nur irgendwie anders zu machen als üblich, reicht auch hier zur poetischen Signifikanz nicht aus (entgegen manchen literaturtheoretischen Neigungen zur Verabsolutierung des Innovationsprinzips).

Man sieht leicht, daß in diesem Modell der Literatur auch die drei vorhin unterschiedenen Arten literaturwissenschaftlicher Erfahrung ihren spezifischen Platz erhalten und eng aufeinander bezogen werden. Die 'philologische Erfahrung' wird benötigt zur Ermittlung der spezifischen Sprachabweichungen und ihrer i n t e r n e n Funktionen im Rahmen einer genauen Textanalyse. Die Domäne der 'historischen Erfahrung' liegt beim Aufweis der zu einer bestimmten Zeit für bestimmte Werke relevanten Quasi-Normen und der darauf bezogenen innerliterarischen Abweichungen; eine besondere Rolle spielt hier das weite Feld der Gattungsgeschichte – immer dann nämlich, wenn sich gewisse Komplexe von Quasi-Normen für eine Weile zu institutionalisierten Genres verfestigen. Für die gesicherte Ermittlung e x t e r n e r Funktionen schließlich bedarf es einer 'experimentellen Erfahrung', nämlich eines statistisch überzeugenden Nachweises der hypothetisch unterstellten Wirkungsdispositionen von Abweichungstypen. Dasselbe gilt für die Feststellung der (freilich literarhistorisch nicht unbedingt konstanten) Auswirkungen von Abweichungen, Funktionen und Innovationen auf die vorherrschende B e w e r t u n g literarischer Werke.

Aber auch für die angeführte vierte Art der Erfahrung mit Literatur, für die vorwissenschaftliche Leseerfahrung des individuellen Rezipienten, spielen Aspekte poetischer Abweichung eine gewisse Rolle. Aus der spielerisch enttabuisierten Verletzung gesellschaftlich geltender Normen erklärt sich nämlich ein Gutteil des Vergnügens an poeti-

schen Texten. Und dieses 'Lustprinzip der Literatur' ist nicht etwa eine allein individualpsychologisch relevante Kategorie: kaum etwas an Literatur ist so sehr mit gesellschaftlicher Bedeutung aufgeladen wie poetisch erzeugtes Gelächter. Die subversivste Gattung in der Geschichte der Literatur ist bekanntlich der politische Witz.

In diesem Rahmen läßt sich nun auch der Zusammenhang von Literaturgeschichte und allgemeiner Geschichte klarer fassen. Das für dieses Verhältnis charakteristische Dilemma von Zeitgebundenheit und Zeitenthobenheit des Ästhetischen hat Marx in einer berühmten Formulierung so zusammengefaßt:

> Aber die Schwierigkeit liegt nicht darin, zu verstehen, daß griechische Kunst und Epos an gewisse gesellschaftliche Entwicklungsformen geknüpft sind. Die Schwierigkeit ist, daß sie für uns noch Kunstgenuß gewähren und in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbares Muster gelten.[9]

Neu bei Marx ist hier übrigens nur die prägnant zugespitzte Formulierung, nicht der Gedanke selbst, der sich ganz ähnlich auch bei Hegel[10], Schiller[11], Kant[12], bei Ben Jonson[13] und sogar schon bei Horaz[14] finden läßt. Die Lösung des angesprochenen Problems wird nun im Rahmen der neu interpretierten Abweichungstheorie wesentlich erleichtert durch die soziologische Komponente der Grundbegriffe. Mit ihrer Hilfe läßt sich die Antwort auf das Marx-Dilemma dann so formulieren: Die K o n t i n u i t ä t ästhetischen Genusses an den klassischen Werken beruht auf ihrer erstmaligen und dadurch muster-

9 Karl Marx, *Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie, MEW*, Band 13, Berlin/DDR, 1972, S. 641.

10 Vgl. u.a. *Vorlesungen über die Ästhetik*, Band III (z.B. in: *Werke*, hrsg. v. E. Moldenhauer und K.M. Michel, Frankfurt a.M., 1970, Band 15, hier bes. S. 245–247).

11 Vgl. bes. den 6. und 10. der Briefe "Über die ästhetische Erziehung des Menschen" (z.B. in: *Sämtliche Werke*, hrsg. v. G. Fricke und H. Göpfert, München, 1975, Band 5, bes. S. 581–583 u. 597–599).

12 Vgl. bes. *Kritik der Urteilskraft*, § 32 (S. 138 der Originalpaginierung).

13 Z.B. in: *Ben Jonson's Literary Criticism*, hrsg. v. J.D. Redwine Jr., Lincoln, 1970, bes. S. 169–175.

14 *Epistula ad Pisones* (*'Ars poetica'*), Vers 268ff.

bildenden Erfüllung des poetischen Prinzips funktionaler Normabweichung. Die Zeitgebundenheit literarischer Klassiker hingegen liegt darin, welche Normen der Entstehungszeit bevorzugt zum Gegenstand poetischer Abweichungen gemacht und welchen Funktionen diese Normabweichungen jeweils unterstellt wurden.

Aber die Literatur hängt nicht nur von der geschichtlichen Wirklichkeit ab, sondern kann auch umgekehrt in erheblichem Maße auf sie zurückwirken. Insbesondere tendiert das poetische Prinzip normverletzender und gleichwohl funktionsgemäßer Sprachverwendung stark zu einer Ausweitung auf die Durchbrechung anderer gesellschaftlich geltender Normen. Natürlich zeigt sich dieses appellative Potential des Poetischen nicht immer als oberflächliche 'Progressivität' des politischen Standpunkts; es gibt ja auch konservative Literatur. Und dennoch haben poetische Abweichungen etwas ganz Grundlegendes mit der möglichen Befreiung auch von anderen gesellschaftlichen Normzwängen zu tun. Dadurch nämlich, daß poetische Abweichungen *per definitionem* immer eine Funktion erfüllen, führen sie in ihrer Struktur vor Augen, daß es sich lohnen kann, sozial anerkannte und durch Sanktionen gesicherte Normen zu durchbrechen. Dichtung demonstriert auf diese Weise stellvertretend die Konventionalität gesellschaftlicher Normen: sie sind zwar nicht generell entbehrlich, im Gegensatz zu Naturgesetzen aber je einzeln verfügbar und veränderbar. Im Sinne eines solchen exemplarischen Umgangs mit Normen ist die Dichtung in der Tat, nach Kants Bestimmung der Kunst[15], das "Symbol der Sittlichkeit", also der Freiwilligkeit in der Befolgung des Sittengesetzes. Und in gewisser Weise ist die Dichtung damit auch, nach Schillers Postulat[16], die sinnliche Erscheinung der Freiheit – wenn man einmal davon absieht, daß Schiller selbst hier wohl die transzendentale Freiheit des Ästhetischen ideologisch (oder vielleicht auch utopisch?) mit konkret historischer Freiheit des gesellschaftlichen Individuums vermengt.

15 Vgl. bes. *Kritik der Urteilskraft*, § 59 (S. 258f. der Originalpaginierung).
16 Vgl. bes.: *Kallias oder Über die Schönheit* (s. Anm. 11, bes. S. 400–411).

Denn Dichtung kann den Zwang zur Befolgung irgendwelcher gesellschaftlicher Regeln nicht selbst aufheben. Aber in ihr zeigt sich der sprechende Mensch als das S u b j e k t der Regeln, denen es sich zur Verständigung mit anderen zu fügen hat. In diesem Sinne (und nur in diesem!) ist die Dichtung wirklich jenes vielberufene 'poetische Reich der Freiheit' – nicht indem sie uns zeigt, daß wir tun können, was wir wollen, sondern indem sie uns zeigt, daß wir wählen können, w a s wir müssen.

Mit dieser prinzipiellen Relation zwischen literarischer und sozialer Normabweichung ist freilich eine äußerste Grenze möglicher literaturtheoretischer Aussagen über die Beziehungen zwischen Dichtung und Gesellschaft erreicht. In welcher Weise sich im Einzelfalle ein bestimmtes literarisches Werk zu den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit stellt – ob etwa in der Form der Widerspiegelung, der Affirmation, der Kritik, des utopischen Gegenentwurfes oder auch der gleichgültigen Distanzierung –, das ist historisch und gattungstypologisch viel zu unterschiedlich, als daß man solchen Fragen anders als durch textnahe und sozialgeschichtlich differenzierende Einzelforschung nachgehen könnte. Für diese konkrete literaturgeschichtliche Arbeit kann der Literaturtheoretiker nur geklärte Begriffe, systematische Zusammenhänge und fruchtbare Hypothesen bereitstellen – keinesfalls aber durch dogmatische literarästhetische Festlegungen die Ergebnisse der empirischen Forschungsarbeit vorschreiben. Die Literaturtheorie ist nur die Magd der literarischen Erfahrung, nicht ihr Tyrann.

Résumé

La théorie littéraire n'est pas simplement une 'branche' de la critique littéraire, mais son fil rouge: dans l'enseignement ainsi que dans la recherche, elle doit mettre en évidence les fondements et les relations principales entre les domaines divers de la critique littéraire. Parmi ses devoirs les plus importants et les plus difficiles figure la coordination de ces trois types existants de l'expérience du chercheur littéraire: 'l'expérience philologique' de l'explication du texte; 'l'expérience historique' du savoir des faits multiples; 'l'expérience expérimentale' des contrôles empiriques.

Les buts principaux de la théorie littéraire, c'est-à-dire la 'clarté' (des idées fondamentales), la 'cohérence' (entre les branches partielles ainsi qu'entre la critique littéraire et ses disciplines voisines), et la 'fertilité' (des questions et des hypothèses de la recherche) sont donc interdépendants; celui qui en néglige un, n'atteindra pas les deux autres. Il faut respecter le principe suprême de la théorie littéraire qui est celui de donner une unité à la multiplicité des expériences littéraire et critiques, sans pour autant escamoter cette multiplicité-même.